

S k r i p t u m

# Empowerment in der Stadtteilarbeit

AutorIn: DSA Christoph Stoik (FH Campus Wien)



## **Empowerment in der Stadtteilarbeit**

### **Das lokale ExpertInnen\_tum der BürgerInnen**

*Das Stadtteilzentrum „Bassena“ in der Wohnhausanlage „Am Schöpfwerk“ im Süden von Wien arbeitet seit ca. 1996 nach dem Prinzip Empowerment und nimmt dabei eine beinahe antipädagogische Haltung ein. Sie anerkennt die BewohnerInnen der Siedlung als lokale ExpertInnen, wenn es darum geht, soziale Konflikte zu bearbeiten und die Lebensqualität zu steigern. Die Ergebnisse, die dabei erzielt werden, sind ungewöhnlich und überraschend. Was Empowerment in Bezug zur Stadtteilarbeit in Wien bedeutet, wird in diesem Beitrag u.a. anhand praktischer Beispiele aus der GWA der Bassena beleuchtet.*

### **Pädagogik an den Grenzen**

Wenn ein aufgebrachter Bewohner in die Bassena kommt und sich aggressiv über „die Ausländer“ oder „die lärmenden Jugendlichen“ beschwert, ist unsere erste Reaktion als StadtteilarbeiterInnen oft Ärger und Machtlosigkeit ob der haltlosen Vorurteile. Eine nicht reflektierte, emotionale, abwehrende oder pädagogisierende Haltung ist dann der Reflex von Profis. Wir erklären dem aufgebrachten Menschen, wie das Problem richtig zu sehen sei. Wir versuchen zu besänftigen und zu beruhigen. Wir wollen ihn überzeugen, dass auch Jugendliche einen Platz brauchen, und meinen, dass er doch auch einmal ein Kind war und Verständnis haben müsse.

Und wir argumentieren, dass MigrantInnen den InländerInnen nicht bevorzugt werden, da sie z.B. keine speziellen Sozialleistungen bekommen. Dabei verstehen wir uns immer als ExpertInnen zur Lösung sozialer Probleme. Wir glauben zu wissen, was das Problem des aufgebrachten Bewohners sei, wie er seine Einstellung ändern müsse und wie wir auf ihn einwirken können, damit wir „sein“ Problem (mit den „AusländerInnen“ und den Jugendlichen“) lösen. Der Effekt von solchen Interventionen ist Rückzug oder Widerstand des Menschen: Er habe in der Zeitung gelesen, dass

„Türken“ eine eigene „Türkenbeihilfe“ bekommen. Und er habe sich früher nicht das erlauben können, was die Jugendlichen heute tun.

In Folge sind die Rollen in der Auseinandersetzung festgefahren, sowie die Diskussion. Der Bewohner hat das Gefühl, dass seine Sichtweise nicht ernst genommen wird. Er wird in Zukunft vorsichtiger damit sein, sich dem Profi mit seinen Sorgen anzuvertrauen, oder er wird erst gar nicht mehr kommen. Und vor allem: er wird seine Sichtweise nicht ändern, was ja Ziel der Intervention war. Seine Emotion staut sich vielleicht weiter an, und er wird einen anderen Weg suchen, diese los zu werden – bei seiner Frau, bei seinen Kindern, bei den spielenden Jugendlichen vor seinem Fenster, bei der Nachbarin, die von den Philippinen kommt, oder in einem bestimmten Wahlverhalten. Der Konflikt wird nicht nachhaltig bearbeitet, sondern droht zu eskalieren.

Auch der Profi empfindet Frustration und Machtlosigkeit. Er/sie muss feststellen, dass seine/ihre Intervention erfolglos war.

Durch eine unreflektierte oder sehr pädagogische Intervention sprechen wir den Menschen, mit denen wir arbeiten, eigene Potentiale und Stärken ab. „Sicherlich geschieht die Vernachlässigung der Rechte und Stärken von NutzerInnen psychosozialer Hilfeleistungen im allgemeinen nicht absichtlich. Durch den einseitigen Blickwinkel auf die Schwächen und Defizite jedoch wird die andere, kompetente und gestalterische Seite von Individuen oder sozialen Systemen eher unterbewertet und wenig gefördert. Durch dieses Ungleichgewicht verkümmert die kompetente Seite, die Identität der KlientInnen als ‚hilfsbedürftig und defizitär‘ wird unbeabsichtigt und strukturell gestärkt.“ (STARK 1996, S. 116)

Empowerment als professionelle Grundhaltung in der sozialen Arbeit ändert die Sicht- und Herangehensweise radikal.

Der Begriff "Empowerment" hat sich im anglo-amerikanischen Raum v.a. innerhalb der Gemeindepsychologie entwickelt, findet jedoch nicht nur im psychosozialen Bereich Verwendung. Im deutschsprachigen Raum wird er bereits für viele Lebensbereiche gebraucht, in der Wirtschaft, der Politik, der Bildung und in der sozialen Arbeit. Der Gebrauch und die Interpretation des Begriffes ist inzwischen sehr vielfältig. Dieser Beitrag beschäftigt sich mit Empowerment in der sozialen Arbeit und da speziell in der Gemeinwesenarbeit.

### **Gemeinwesenarbeit – Bearbeitung sozialer Konflikte im Stadtteil**

Ursprünglich galt Gemeinwesenarbeit (GWA) als eine der drei alten klassischen Methoden der Sozialarbeit (neben der Einzelfallarbeit und der Gruppenarbeit). Jetzt wird eher vom "Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit" gesprochen, das eine methodenintegrative Haltung einnimmt. (vgl. OELSCHLÄGEL, 1989, 16). Bezugsfeld ist das Gemeinwesen, ein Stadtteil, eine Kleinstadt, eine dörfliche Region (territoriale GWA), eine Zielgruppe, z.B. Arbeitslose, Frauen (kategoriale GWA), oder Institutionen (funktionale GWA).

Im folgenden beschäftigt sich dieser Beitrag mit der Stadtteilarbeit – also der GWA in Stadtteilen.

GWA definiert soziale Probleme im gesellschaftlichen Kontext. Das Problem des einzelnen hat immer einen Zusammenhang mit gesellschaftlichen Strukturen und Rahmenbedingungen. Deshalb zielt GWA auf die Veränderung ungerechter Strukturen ab.

Daher agiert sie aktivierend und unterstützt benachteiligte Menschen und Gruppen dabei, ihre Anliegen und Interessen öffentlich zu machen und umzusetzen.

Die GWA nimmt eine vermittelnde – intermediäre Rolle ein. Sie entwickelt Strukturen, damit die unterschiedlichen AkteurInnen eines Stadtteils gemeinsam Themen bearbeiten und so die Lebensqualität steigern können. Dabei werden BewohnerInnen, KommunalpolitikerInnen, VerwaltungsbeamtInnen, VertreterInnen unterschiedlicher Institutionen im Stadtteil und JournalistInnen miteinander vernetzt.

In einer immer komplexer werdenden Welt, unterscheiden sich unterschiedliche Gruppen nicht nur mit verschiedensten Interessen. Auch die Alltagskultur, die Alltagssprache und die Kommunikationsstrukturen unterscheiden sich erheblich – hier einige Beispiele aus der Praxis: Der Aushang der Wohnhausverwaltung im Stiegenhaus mit der Aufforderung zur Beteiligung wird von vielen BewohnerInnen nicht gelesen oder verstanden. Andere Menschen haben Probleme, sich in hierarchisch organisierten Arbeitsgruppen einzubringen. Streng strukturiertes Arbeiten in Gruppen sind viele Menschen nicht gewohnt – für Beamten und Politiker ist das Alltag. Wenn BewohnerInnen ein Anliegen haben, dann wollen sie das einfach sagen, nicht es auf Kärtchen schreiben – so wie das PlanerInnen und SozialarbeiterInnen gewohnt sind. Und wieder andere können weder etwas mit architektonischen Entwürfe oder Plänen anfangen, noch mit der Summe von 10 Millionen Euro, die für eine Sanierung zur Verfügung steht.

Durch die Verschiedenartigkeit der Lebens- und Arbeitswelten dieser unterschiedlichen AkteurInnen bedarf es einer Vermittlung – einer intermediären Instanz, wie es Hinte nennt. Nur durch diese Vermittlung und Vernetzung können soziale Konflikte nachhaltig bearbeitet werden, und die Lebensqualität im Stadtteil gesichert und gesteigert werden. (vgl. HINTE 1989 und HINTE 1991)

## **Empowerment – Orientierung an Ressourcen und Prozess zur Ermächtigung**

Empowerment ist ein Prozess, wo es um Gestaltung, Teilhabe, also Macht geht.

”Ein Blick in das Lexikon liefert folgende (...) Übersetzung des englischen Begriffs: ‚to empower‘ - jemanden ermächtigen, jemanden die Vollmacht erteilen, etwas zu tun; ‚to be empowered‘ - ermächtigt oder befugt sein, die Vollmacht zu haben, etwas zu tun.“ (STARK 1996, S. 17)

”Empowerment kann als ein andauernder, zielgerichteter Prozess im Rahmen kleiner, meist lokaler Gemeinschaften verstanden werden. Er beinhaltet wechselseitige Achtung und Fürsorge, kritische Reflexion und Bewusstwerdung der Akteure, durch die eine Form der Teilhabe für die Person oder Gruppe ermöglicht wird, die einen unzureichenden Zugang zu wichtigen sozialen Ressourcen haben. Durch diesen Prozess können sie diesen Zugang verbessern und die für sie wesentlichen sozialen Ressourcen stärker kontrollieren.“ (STARK 1996, S 16f.)

Dabei muss der/die GemeinwesenarbeiterIn lernen, den Menschen Kompetenzen zuzutrauen, die ihnen die traditionelle Sozialarbeit abgesprochen hat. Solange dem/der Hilfesuchenden nicht zugetraut wird, dass er/sie eigene Stärken und Potentiale hat, wird er/sie sich schwer dabei tun, diese sich selbst zuzutrauen, sie zu erkennen und anzuwenden. Das System zwischen „schwachem/r“ Hilfesuchendem/r und „starkeM“ HelfendeN funktioniert stabil.

„Der Focus liegt nicht länger auf den Defiziten von Personen oder Umständen, die behoben oder verhindert werden sollten, sondern darauf, die Stärken der Menschen zu entdecken und zu entwickeln. Dies bedeutet die Entwicklung von Menschenkräften für Personen, Gruppen und Strukturen: die (Zurück-) Gewinnung einer Form der Selbstbestimmung in der sozialen Lebenswelt.“ (STARK 1996, S. 116)

Ein gleichberechtigter und partizipativer Rahmen zwischen Profis und Laien ist Voraussetzung.

”Um die Vielfalt vorhandener potentieller Ressourcen nutzen zu können, sind die Beziehungen zwischen Professionellen und NutzerInnen auf einer partizipativen und gleichwertigen Grundlage zu gestalten. (...) Grundlage ist eine gleichwertige, nicht-hierarchische Zusammenarbeit von Professionellen und NutzerInnen (Fachleute und Laien), die die Traditionen und die Kultur von sozialen Gemeinschaften und Individuen berücksichtigt und das Ziel verfolgt, Ressourcen zur Selbstorganisation bereitzustellen oder zu ermöglichen.” (STARK 1996, S. 162)

Dabei darf nicht erwartet werden, dass Empowerment eine gebrauchsfertige Methode ist. ”Empowerment ist kein Zielzustand eines emanzipierten menschlichen Daseins, kein Produkt, das mit Selbsttraining oder professioneller Hilfe erreicht werden kann.” (STARK 1996, S. 18)

Empowerment ist viel mehr ein Prozesse, der sich in einer Haltung professioneller Berufe (der sozialen Arbeit) gegenüber den KlientInnen, sowie umgekehrt, ausdrückt.

Aus der Definition von Gemeinwesenarbeit und Empowerment wird sichtbar, dass es viele Gemeinsamkeiten beider Begriffe gibt. Während GWA in der Methodenlehre der sozialen Arbeit verwendet wird, findet Empowerment in unterschiedlichen Bereichen ihre Anwendung. Unterschiede gibt es zweifellos, hier aber sollen die Gemeinsamkeiten betont werden: Immer geht es um das Anstoßen von Prozessen. Profis orientieren sich dabei an den Interessen und Ressourcen der Betroffenen – im Stadtteil sind das die benachteiligten BewohnerInnen. Im Focus stehen Strukturen und Machtverhältnisse, die so verändert werden, dass Menschen ihre Angelegenheiten mehr in die eigenen Hände nehmen können und damit ihre Lebensbedingungen verbessern.

Die Gemeinwesenarbeit erlebt in Wien eine nie dagewesene Renaissance. Beteiligungsprojekte in Bezirken werden im Rahmen der „Agenda 21“<sup>1</sup> aufgebaut. Das Grätzlmanagement – orientiert am Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ in Deutschland<sup>2</sup> – startet als Modellprojekt in zwei Bezirken. Akteure sollen aktiviert und vernetzt werden. Aber auch in traditionell stadtteilorientierten Einrichtungen deutet einiges darauf hin, dass GWA an Bedeutung gewinnt, so wie in den Jugendzentren der Stadt Wien<sup>3</sup>. In der GWA in Wien sind nicht nur SozialarbeiterInnen tätig, sondern zu einem großen Teil auch andere Berufsgruppen. Vor allem PlanerInnen, aber auch PsychologInnen und andere Berufsgruppen engagieren sich in der Stadtteilarbeit.

### **Das Stadtteilzentrum Bassena in der Siedlung Am Schöpfwerk**

Im Team der Bassena Am Schöpfwerk (Träger ist der Verein Jugendzentren der Stadt Wien) sind vier Personen beschäftigt (z.T. in Teilzeit), drei davon Diplomierte SozialarbeiterInnen. Die Bassena besteht seit 1982 in der Siedlung. Sie arbeitet gemeinwesen- und bedürfnisorientiert, die Schwerpunkte der Arbeit und die Zielgruppen haben sich daher oft verändert.

Die Stadtrandsiedlung am Schöpfwerk wurde Anfang der 80iger Jahre besiedelt. In 1700 Wohnungen leben 5000 EinwohnerInnen. Eigentümerin der Wohnhausanlage ist die Gemeinde Wien. Die relativ großen und schönen Wohnungen wurden mit öffentlichem Geld gefördert und errichtet, damit diese auch für sozial schwächer gestellte Menschen leistbarer sind. Tatsächlich leben dort mehr Menschen mit einer geringeren Berufsausbildung und einem geringerem Einkommen als im Wiener Schnitt. Ungefähr ein Drittel der BewohnerInnen sind Kinder und Jugendliche, sehr untypisch für die durchschnittliche Altersverteilung in Wien (ca. 18% der Wiener Bevölkerung ist unter 20 Jahre)<sup>4</sup>. Diese demographische Ausgangslage ist

---

<sup>1</sup> <http://www.la21wien.at>

<sup>2</sup> <http://www.sozialestadt.de/>

<sup>3</sup> [www.jugendzentren.at](http://www.jugendzentren.at)

<sup>4</sup> Quelle: Statistisches Amt der Stadt Wien, 12/2000, [http://www.magwien.gv.at/ma66/aktuell/bev\\_alter.pdf](http://www.magwien.gv.at/ma66/aktuell/bev_alter.pdf)

Auslöser vieler sozialer Konflikte: Der Freiraum ist für großstädtische Verhältnisse zwar großzügig, für die Anzahl der Kinder und Jugendliche wird er aber eng. Nutzerkonflikte zwischen Jugendlichen, Kindern, Hundebesitzern und ruhebedürftigen Anrainern stehen auf der Tagesordnung.

Die Architektur der Siedlung unterstützt eine Vielzahl von Konflikten. Hausgemeinschaften, sogen. „Stiegen“, die Wohnungen für bis zu 100 Familien beherbergen, stellen eine soziale Überforderung dar. Die Folge ist eine Mischung zwischen Anonymität und sozialer Kontrolle. Einerseits ist es so unüberschaubar, dass viele ihre eigenen Nachbarn gar nicht kennen, andererseits sind die Wände zwischen den Wohnungen so dünn, dass manchmal der Eindruck entsteht, der Nachbar hämmere nicht in seiner sondern in der eigenen Wohnung. Die Höfe sind von Häuserfassaden umgrenzt mit bis zu 200 Wohnungen. Der Rückzug von Jugendlichen in diese Höfe ist nicht möglich, wenn 200 Augenpaare sie beobachten könnten.

Das Image der Siedlung litt aufgrund der demographischen Zusammensetzung und der architektonischen Abgeschlossenheit. Tatsächlich ist vor langer Zeit einmal ein Mord geschehen, den manche Medien dankbar aufgegriffen haben und worüber seitenlang berichtet wurde. Die BewohnerInnen haben immer noch Probleme mit diesem Ruf: Manchen Jugendlichen soll aufgrund der Wohnadresse eine Lehrlingsstelle verweigert worden sein, andere MieterInnen sollen beim Taxifahren die Seitenstraße als ihre Wohnadresse angegeben haben.

Durch die Dimension der Siedlung wird die Verwaltung komplex und unüberschaubar. Der/die MieterIn verliert den Überblick, welche Firma wann, was, wo repariert hat und was nicht. Für einfache Gangverschönerungen gibt es entweder brandschutzpolizeiliche Hindernisse (Pflanzen am Gang) oder es müssen vorher nicht nur 100 MitbewohnerInnen befragt werden, sondern eine Begutachtung durch mehreren BeamtenInnen durchgeführt werden. Wenn sich trotz schlechten Image und hoher Anonymität doch jemand findet, der sich engagieren will, kann er/sie schnell an bürokratische Hindernisse stoßen.

Diese Siedlung scheint also ein optimaler Arbeitsplatz für SozialarbeiterInnen zu sein, Probleme sind im Übermaß zu finden, aber:

Die Stadtrandsiedlung „Am Schöpfwerk“ zeichnet sich auch dadurch aus, dass keine Autos durch die Siedlung fahren dürfen. Die Verkehrsanbindung ist optimal, die MieterInnen leben in der Stadt und doch im Grünen. Und die Architektur ist vielfältig und abwechslungsreich. Aber das größte Potential haben die BewohnerInnen selbst: Sie haben Veränderungswillen, wollen trotz bürokratischen Hindernissen, gerade wegen dem negativen Image, aktiv werden, sich wehren und die Siedlung so darstellen, wie sie sie sehen.

### **Funktion der StadteilarbeiterInnen**

Dass das Engagement von BürgerInnen nicht immer so aussieht, wie sich das SozialarbeiterInnen und PolitikerInnen vorstellen, ist Realität. Tatsache aber ist, dass gerade die BürgerInnen, die kritisieren, die sich beschweren und die (oft auch aggressiv und undiplomatisch) schimpfen, eigentlich schon aktiv sind. Dass dieses Menschen meist eine Sprache verwenden, die dem Deutsch der Amtsstube oder des Bildungsbürgertums nicht angepasst ist, muss für den Profi in der Stadtteilarbeit nebensächlich bleiben. Er/sie muss herausfinden, was hinter den Emotionen liegt und wie die Aktivität zur Veränderung genutzt werden kann. Denn ein Mensch, der – wie beim Beispiel am Beginn dieses Beitrags – verärgert eine Einrichtung wie das Stadtteilzentrum aufsucht und sich über „die Ausländer“ oder „die Jugendlichen“ beschwert, engagiert sich bereits. Die Emotion muss ernst genommen werden. Mit konkreten Methoden und Techniken kann in einem gemeinsamen Prozess herausgearbeitet werden, welche Facetten, welche Ursachen die Emotion hat und welche Veränderungsmöglichkeiten bestehen. Eine der bekanntesten Methoden ist da die „Aktivierende Befragung“, die später noch genauer beschrieben wird.

Um zum Eingangsbeispiel zurück zu kehren: Die Erfahrung in der Bassena zeigt, dass gerade die, die durch „unangepasstes“ Verhalten aufgefallen sind und besonders erregt waren zu den engagiertesten BewohnerInnen in der Siedlung gehören. Sie bringen sich kreativ und produktiv ein. Zweifellos bleiben manche Vorurteile – oder besser Meinungen – bestehen. Aber ein gleichberechtigter Austausch zwischen Profi und Bewohner konnte hergestellt werden – ohne Anspruch dass ein Partner sich ändern muss. Und der Mieter nutzt seine Energie auch für Veränderungsprozesse im Stadtteil, bringt Ideen ein und vernetzt sich mit anderen MieterInnen.

Als MitarbeiterInnen der Bassena mussten wir dabei akzeptieren, dass nicht alles, was wir als Problem definieren, die ansässige Bewohnerschaft genauso sieht:

Als wir zum Beispiel vorgeschlagen haben, ein Zeittauschmodell zu entwickeln, wurden wir 1995 von einem Bewohner beinahe beschimpft: Was habe er davon, wenn er jetzt Zeitguthaben durch sozialen Hilfeleistungen für ältere Menschen einarbeite, die er zurückbekomme, wenn er selber in 30 Jahre einmal Hilfe brauchen könnte. Er könne **jetzt** die Miete kaum zahlen und darum müsse man sich kümmern. In der Folge wurden mit den MieterInnen in einigen Gruppen neue kostensparende Modelle erarbeitet, die die Wohnungskosten nachhaltig sinken ließen. Unser Tauschkreis, den wir trotz der Warnung des Bewohners gründeten, war nicht ganz so erfolgreich. Hauptproblem dabei war, dass er von vielen SchöpferInnen nicht angenommen wurde.

Bei den Projekten, bei denen die lokalen AkteurInnen das Problem definierten und v.a. Lösungsansätze entwickelten, waren die Erfolge z.T. sehr beachtlich. In der Initiativgruppe „Mistkäfer“ entwickelten MieterInnen beispielsweise ein neues Entsorgungsmodell für den Sperrmüll, der den 5000 EinwohnerInnen der Wohnhausanlage über 95.000 Euro jährlich erspart.

Die Aufgabe der Profis beschränken sich bei diesen Empowermentprozessen schließlich darauf, einen Rahmen zu bieten und Ressourcen (Räume, Gruppenbegleitung, ...) zur Verfügung zu stellen. Der/die

GemeinwesenarbeiterIn vermittelt zwischen den unterschiedlichen Gruppen, die für die Konfliktbearbeitung relevant sind und unterstützt dabei die Gruppen und Menschen, die weniger Ressourcen und Möglichkeiten haben, sich einzubringen.

Dabei sind die GemeinwesenarbeiterInnen die ExpertInnen für Prozesse. Die Problemlösungskompetenz im Gemeinwesen liegt –zumindest auf Mikroebene – bei den Betroffenen selbst. Auf Makroebene kann die Gemeinwesenarbeit wieder Problemlösungskompetenz entwickeln, wenn sie strukturelle Probleme v.a. zu EntscheidungsträgerInnen kommuniziert und strukturelle Alternativen entwickelt.

### **Prozesse mit unvorhersehbaren Ergebnisse**

Empowerment ist also als Prozess zu sehen, bei dem Menschen dabei unterstützt werden, ihre eigenen Probleme möglichst selbst zu lösen.

”Die Schwierigkeit, einen Empowermentblickwinkel in die professionelle Arbeit zu integrieren, besteht vor allem darin, dass Empowermentprozesse zwar angestoßen werden können, der eigentliche Prozess jedoch weitgehend ohne zutun der beruflichen HelferInnen abläuft. Eine Haltung des Empowerment lässt sich daher nicht mit direkten Interventionen vergleichen, wie sie im psychosozialen Bereich eher üblich sind (Beratung, Betreuung, Therapie, Anleitung von Gruppen). Empowerment als professionelle Haltung bedeutet, Möglichkeiten für die Entwicklung von Kompetenzen bereitzustellen, Situationen gestaltbar machen und damit ”offene Prozesse” anzustoßen.” (STARK 1996, S. 163f.)

Der/die GemeinwesenarbeiterIn kann nie wissen, was bei einem Empowermentprozess herauskommt, weil die Betroffenen bestimmen, welchen Problemen sie sich annehmen und wie sie bei Problemlösungen vorgehen. Wie unerwartet das aussehen kann, zeigt das folgende Beispiel:

Eine Gruppe Jugendlicher wurde im Herbst 2000 in der Siedlung sehr auffällig. Sie hielten sich vor dem Supermarkt der Siedlung auf, konsumierten u.a. im Supermarkt entwendeten Alkohol und suchten Konflikte mit Passanten. An die Bassena traten die HausbesorgerInnen (zuständig u.a. für die Reinigung der Stiegen) heran, da sie einerseits selbst Konflikte mit den Jugendlichen hatten (wegen der Reinigung der von den Jugendlichen benutzten Freiräume), andererseits, weil sie von den MieterInnen als Anlaufstelle für Beschwerden genutzt wurden. In Zusammenarbeit mit dem herausreichend arbeitenden Jugendinitiativprojekt (JIP), das bereits mit den Jugendlichen arbeitete, vermittelte die Bassena zwischen den unterschiedlichen Interessensgruppen. Die HausbesorgerInnen wurden mit der Polizei vernetzt, diese wiederum mit der Filialleitung des Supermarktes. Weder die Bassena, noch das JIP hatte eine Vorstellung, wie die Konfliktlösung aussehen werde. Um so überraschender waren einzelne Problemlösungsansätze. Erstaunlich war, wie die HausbesorgerInnen mit der Polizei, dem JIP und der Bassena, neue Umgangsformen mit den Jugendlichen entwickelten. Sie reflektierten, wie sich ein herablassender Umgang den Jugendlichen gegenüber auf die Kommunikation auswirkt und welche Haltung ein produktives Gesprächsklima ermöglichen würde. Die Reflexionsfähigkeit in der Gruppe war unerwartet hoch, womit wir vorher nicht gerechnet hätten.

Schließlich trat einer der Hausbesorger in direkte und partnerschaftliche Kommunikation mit den Jugendlichen: Er setzte sich mit einem Bier zu ihnen, wodurch die Fronten aufgebrochen wurden und eine Gesprächsbasis entwickelt werden konnte.

Die involvierte Polizistin hingegen entdeckte mit der Anführerin der Jugendgruppe Gemeinsamkeiten, wodurch die Beamtin zu einer wichtigen Ansprech- und Vertrauensperson für das Mädchen wurde. Die verbindende Gemeinsamkeit war, dass sich beide in traditionellen Männerwelten durchzusetzen haben, die eine bei der Polizei, die andere unter den männlichen Jugendlichen.

Da möglichst alle in einen Konflikt involvierten Gruppen, miteinander vermittelt wurden und sich daher um die Problemlösung eigenverantwortlich annahmen, könnten nachhaltige Entwicklungen initiiert werden.

### **Aktivierende Befragung – neue alte Methoden**

Besonders konsequent den Interessen des BewohnerInnen und den Ressourcen im Stadtteil folgend ist die „Aktivierende Befragung“, eine Methode die in der Gemeinwesenarbeit in Deutschland seit den frühen 70iger Jahren angewendet wird, vertreten u.a. durch Wolfgang HINTE. Ziel der aktivierenden Befragung ist, die Beteiligungspotentiale der BewohnerInnen eines Stadtteils zu aktivieren und zu stärken. (vgl. HINTE 1989)

Im Frühjahr 2002 wurden in der Hansonsiedlung (in Wien-Favoriten) und Am Schöpfwerk großangelegte Befragungen durchgeführt.

Bei Befragungen an den Haustüren, in den Wohnungen, in bestehenden Gruppen und im öffentlichen Raum, wurden Gespräche mit möglichst vielen BewohnerInnen des Stadtteils aus allen Altersgruppen geführt. Am Schöpfwerk konnten insgesamt 250 der 600 Haushalte im Zielgebiet erreicht werden, mit mindestens 500 Menschen wurde gesprochen. Bei der Befragung standen die Sichtweisen der Gesprächspartner im Vordergrund, in Bezug auf Probleme und Lösungsmöglichkeiten, wie sie von den BewohnerInnen gesehen werden. Dabei wurde beispielsweise beklagt, dass die Tauben, Dreck machen, oder dass der Nachbar so laut sei.

Die Befragung wurde mit einer offenen, nicht entwertenden Haltung von den Profis geführt. Es gab keinen Fragebogen, sondern nur einen Leitfaden. Es wurden keine Themen vorgegeben, sondern es ging um die Themen, mit denen die Leute beschäftigt sind, wo Emotionen, Ärger, Freude und Aktivität sichtbar werden. Die wesentlichsten Fragen waren: Was stört Sie am Schöpfwerk am meisten? Was finden Sie gut? Was müsste verändert werden, und von wem? Was könnten Sie dazu beitragen?

Durch die neugierige, wertschätzende, nicht intentionale und nicht entwertende Haltung der Profis, wurden der/die Befragte mit seinen/ihren Themen und damit als lokale/r Experte/in respektiert. Durch gezieltes Nachfragen wurde herausgearbeitet, wie das einzelne Interesse konkret aussieht und welche Schritte unternommen werden müssen, um dieses umzusetzen.

Die Befragung wurden schriftlich angekündigt (an jeden Haushalt und ans schwarze Brett im Stiegenhaus, ...) und immer zu zweit durchgeführt. Sie dauerten je Haushalt und Gespräch zwischen 2 Minuten und 1 ½ Stunden (Schnitt 30 Minuten).

Nach der Befragung wurden die Ergebnisse in einer BewohnerInnen-Versammlung präsentiert, bei der Menschen, die aktiv werden wollen, vernetzt wurden. Als nächster Schritt, wurden die einzelnen Stiegen über das Ergebnis der Befragung informiert. Aufgabe der Bassena ist, BewohnerInnen zu vernetzen und Initiativgruppen zu bilden, die je nach Bedarf von den MitarbeiterInnen der an der Befragung beteiligten Einrichtungen professionell begleitet werden.

Nach Erfahrungen aus Deutschland und jetzt auch in Österreich entstehen im Rahmen dieser Methode fast immer aktive BewohnerInnengruppen – so übrigens auch im zweiten Befragungsgebiet in der Hansonsiedlung, die die dort ansässige Bassena organisiert hatte. Trotzdem ist der Name „aktivierende Befragung“ irreführend. Grundannahme der Methode ist, dass Menschen immer eigene Interessen haben – sie müssen nicht erst motiviert werden. Oft ist jedoch Unterstützung nötig bei der Formulierung von Zielen, bei der Vermittlung zu ExpertInnen, Medien und EntscheidungsträgerInnen. Manchmal besteht aber auch das Interesse, in Ruhe gelassen zu werden, nicht für das Gemeinwesen aktiv sein zu müssen, was die Profis akzeptieren müssen.

Die größte Falle, in die GemeinwesenarbeiterInnen tappen können, ist, dass sie Aufgaben bei der Befragung oder auch bei der Begleitung der Gruppen übernehmen, die die BürgerInnen selbst erledigen können. Die Rolle und Funktion der Profis definiert sich in einer unterstützenden, begleitenden, die dann gefragt ist, wenn BewohnerInnen es nicht selbst tun können. Und auch in diesem Fall agiert der Profi nur im Auftrag der BürgerInnen. Denn es geht ja um die Interessen der StadtteilbewohnerInnen und nicht um die der Profis. Für diese sind die Menschen selbst verantwortlich, nicht die Profis.

### **Zusammenfassung**

Empowerment und Stadtteilarbeit nimmt in Wien zunehmend eine größere Bedeutung ein – sowohl in der Praxis, als auch in der theoretischen Auseinandersetzung. Beide Entwicklungen tragen den gesellschaftlichen Veränderungen Rechnung. Das Machtgefüge zwischen Hilfesuchenden, Betroffenen, Benachteiligten auf der einen Seite und den Profis, StadtteilarbeiterInnen, PlanerInnen auf der anderen Seite wird kritisch hinterfragt und auf eine neue gleichberechtigte, partizipative Grundlage gestellt. Dadurch werden die Ressourcen der Menschen nutzbarer und die Interessen umsetzbarer. Die Beteiligung bei der Gestaltung im Gemeinwesen wird auch für benachteiligter Menschen möglich, Konflikte werden partnerschaftlich und nachhaltig bearbeitet. Aber es tun sich auch eine Menge Fragen auf: Wie werden sich Träger der sozialen Arbeit dazu verhalten, wenn die Profis einen Paradigmenwechsel vom Problem- zum Prozessexpertentum vollziehen? Wie wird sich der Auftraggeber für soziale Arbeit, die Politik dazu verhalten? Will Politik aktive BürgerInnen überhaupt, und was hat die Gesellschaft davon? Wie verhält sich die Stadtteilarbeit dazu, wenn öffentliche Ausgaben für soziale Arbeit reduziert werden sollen, mit der Begründung, dass die Menschen ihre Probleme selber lösen sollen? Und welche Strukturen, Methoden und Ressourcen braucht es, damit GWA und Empowerment nachhaltige Veränderungen bringt?

Alle das sind Fragen, mit denen sich die Profis in der Stadtteilarbeit beschäftigen müssen, wenn sich GWA und Empowerment als innovative Modelle bei der Bearbeitung sozialer Probleme weiterentwickeln sollen.

Christoph Stoik

### **Literatur:**

Hinte, W.: Studienbuch Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. Eine Einführung für Ausbildung und Praxis; Frankfurt 1989

Hinte, W.: Sollen Sozialarbeiter hexen? Stadtteilarbeiter zwischen Bürokratie und Bewohneralltag, in: sozial extra 9/1991, S. 17/18

Oelschlägel, D.: Unveröffentlichte Expertise für das Institut für soziale und kulturelle Arbeit (ISKA) in Nürnberg. Gemeinwesenarbeit im Wandel; Dinslaken 1989

Stark, W.: Empowerment, Neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis; Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau, 1996

## **Christoph Stoik**

1993: Diplom auf der Bundesakademie für Sozialarbeit in Wien;  
1994-2003: Stadtteilzentrum „Bassena“ am Schöpfwerk in Wien-Meidling ([www.bassena.at](http://www.bassena.at));  
1997: Mitbegründung des Wiener Vernetzungsfrühstücks für Gemeinwesenarbeit;  
seit 1998: Lehrbeauftragter auf der Bundesakademie für Sozialarbeit in Wien;  
seit 1999 Selbständiger in der Gemeinwesenentwicklung, Stadtteilarbeit und Partizipation  
(Projektentwicklung, -begleitung und -beratung, Fortbildung und Training)  
seit 2002: Lehrbeauftragter am Fachhochschulstudiengang für Sozialarbeit in Wien;  
diverse einschlägige Fachpublikationen, u.a.:  
BürgerInnen sind immer aktiv – die Betroffenen sind die ExpertInnen!; Stoik, Ch.; In:  
Kontraste, Nummer 10/Dezember 2002, Linz  
Die BewohnerInnen sind die ExpertInnen!; Stoik, Ch.; In: sozial aktuell, 17/2001 Oktober;  
Bern;  
Gemeinwesenarbeit. Bürgerschaftliches Engagement. Eine Abgrenzung; Roessler, M.;  
Schnee, R.; Spitzky, Ch.; Stoik, Ch; Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes  
GmbH, Wien, 2000;  
Empowerment Schöpfwerk; Reihe Planung & Kommunikation, Büro Plansinn und Verein  
KIK, Wien, 1999;  
Empowerment ist eine Haltung; Stoik, Ch.; In: Sozialarbeit in Österreich, Nr. 118,  
Österreichischer Berufsverband Diplomierter SozialarbeiterInnen, Wien 3/98 ;  
Hochhäuser sprengen - oder Empowerment, Gemeinwesenarbeit und Freiraumplanung; Stoik,  
Ch; In: Zolltexte, Nr. 26, Forum Landschaftsplanung, 12/1997

Kontakt: Tel.: 0664/431 7 431; e-mail: [c.stoik@gmx.at](mailto:c.stoik@gmx.at)